

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Zusammenfassung

Zum leichteren Verständnis des zweiten Teils der Tragödie sei hier, ohne etwa einen Kommentar zur Faustdichtung bieten zu wollen, kurz auf die fortlaufende Einheit der Handlung hingewiesen. Sie tritt zwar oft zurück vor den sie in tropischer Fülle überwuchernden Episoden, aber sie ist vorhanden.

Nach Gretchens jammervollem Ende (am Schlusse des ersten Teils der Tragödie) verfiel Faust in schwere Gemütszerrüttung, von welcher er erst nach längerer Zeit in anmutiger Alpennatur Genesung fand. Auf blumigem Rasen liegt er, noch besinnungslos, wenn der Vorhang sich zum erstenmal vor dem zweiten Teile des „Faust“ erhebt. Aber kaum ist er hier zu neuem Leben erwacht, so sehen wir auch schon wieder den titanischen Geist vor uns, der unaufhaltsam weitererschreitet und sein Leben immer tiefer, immer bedeutender gestaltet. Denn das ist die Grundidee des ganzen Goetheschen „Faust“: die höchstmögliche Entwicklung eines hervorragenden Menschen.

Im ersten Teile hatte ihn Mephisto aus seinem dem Inneren zugewandten leidenschaftlichen Gefühlsleben zum Lebensgenuss in die Welt der Sinne geführt. Bei seinem Wiedererwachen am Beginne des zweiten Teils enthüllt sich ihm nun zum erstenmal die Wahrheit, daß sich das Menschenleben ohne entsagenden Verzicht nicht führen lasse, daß wir wohl bedeutenden Zielen nachstreben, nicht aber die Ursachen, den tiefsten Sinn der Welt selbst begreifen können. So wie es das Auge nicht erträgt, in die Quelle des Lichts, die Sonne selbst, zu schauen, sondern sich bescheiden muß, an dem mannigfaltigen Farbenspiel, mit welchem das Licht die Dinge umkleidet, sich zu erfreuen.

Durchdrungen von dieser Erkenntnis mißt sich Faust wieder in das Leben der großen Welt und erscheint am Hofe des Kaisers. Mephistopheles, sein alter dämonischer Begleiter, gefolgt sich wieder zu ihm. Er sucht sich beim Kaiser beliebt, ja sich ihm unentbehrlich zu machen und wählt deshalb die Maske des Hofnarren, die ihm die Möglichkeit bietet, sich viele Freiheiten herauszunehmen. So kann sich Faust mit Mephistos Hilfe als Wundermann bei Hofe einführen und erringt alsbald dadurch Ansehen und Vertrauen, daß er der drückenden Geldnot des Monarchen durch die von Mephistopheles erfundene schwindelhafte Ausgabe nur scheinbar gedeckten Papiergeldes einstweilen ein Ende macht. Aber kaum ist der Hof reich geworden, so will er sich amüsieren. Und der Mummenschanz beginnt. Faust nimmt daran regen Anteil.

Doch bald ist man der gewöhnlichen Vergnügungen müde, und der Kaiser äußert Faust gegenüber die Begier, den schönsten Mann und das schönste Weib der antiken Sage, Paris und Helena, leibhaftig zu schauen. Faust, im Vertrauen auf die Zauberkünste des Mephistopheles, verspricht, den Wunsch des Kaisers zu erfüllen. Aber der Geist, der stets verneint, besitzt nicht die Macht, die antike Schönheit neu zu beleben. Diese schöpferische Tat kann nur Faust selbst vollbringen. Hier zum erstenmal tritt die Wandlung zutage, die sich allmählich in dem Verhältnis von Faust zu Mephisto vollzieht. Von seiner Faust scheinbar beherrschenden Stellung rückt er immer mehr in die Rolle des gehorchenden Dieners ein, und wir fühlen schon jetzt, daß er seine Wette, die er mit dem Herrn im „Prolog im Himmel“ eingegangen war, Faust vom rechten Wege abzuziehen, verlieren muß, daß er nur ein Mittel war, Faust zu einem hohen, Mephisto selber unverständlichen Ziele emporzuführen.

Faust aber steigt, um das Verlangen des Kaisers zu erfüllen, zu den „Müttern“ hinab, das heißt zu dem Urgrund aller Dinge. Hier aus der abstrakten Idee heraus, lediglich aus dem Geiste der Antike, kann er Paris und Helena gestalten und ans Licht des Tages ziehen. Aber wie Faust nun das Urbild aller Schönheit in ihrer absolut vollkommenen Gestaltung vor sich sieht, da kann er sich mit dem bewundernden und entsagenden Anschauen nicht begnügen, und er greift mit begehrender Hand nach dem überirdischen Bilde seiner eigenen schöpferischen Phantasie wie nach einer Wirklichkeit und stürzt bewußtlos nieder, da es sich als Idol erweist.

Jedoch nach der Anschauung der antiken Sage ist die Möglichkeit der von Faust ersehnten Verbindung mit Helena trotzdem vorhanden. Freilich nicht eine Verbindung mit der bloßen Idee, mit der Phantasiewelt, die sich Faust selbst geschaffen, wohl aber eine Verbindung mit dem in der Unterwelt befindlichen Schattenbild der Helena. Und Mephisto trifft, um Faust nicht ganz zu verlieren, die dazu nötigen Vorkehrungen. Zur Belebung dieses Schattenbildes und zu seiner Verkörperlichung bedarf er eines Gelehrten und eines von diesem auf künstlichem Wege hergestellten Menschen, des Homunculus. Zu diesem Zwecke trägt Mephistopheles den ohnmächtigen, noch immer in tiefem Schlaf versunkenen Faust in seine einstige Studierstube zurück. Hier herrscht jetzt Wagner, der inzwischen ein großer Naturwissenschaftler geworden ist und soeben darangeht, sein Werk durch die Erzeugung des

künstlichen Menschen, des Homunculus, zu krönen. Unter Führung des Homunculus, der freilich nur eine Art von Dasein, eine Flaschengeistigkeit führt, begeben sich Faust und Mephisto zur klassischen Walpurgisnacht nach Griechenland. Hier sucht Faust mit der Inbrunst eines verzweifelt Liebenden nach Helena. Homunculus verweist ihn an den Centauren Chiron, und dieser an die Sibylle Manto. Sie endlich erbarmt sich Fausts und öffnet ihm die Tür zur Unterwelt. Dort erlebt er nun seine Begegnung und Vermählung mit Helena, dem Urbild aller Frauenschönheit. Mephisto aber findet sein höchst ersehntes Ziel, indem er sich in das häßlichste aller Geschöpfe, eine der Phorkyaden, verwandelt.

Jedoch dies geisterhafte Liebesglück Fausts ist nur von kurzer Dauer. Euphorion, die Verkörperung höchster Poesie, entspringt diesem Bunde zwischen Faust und Helena. Aber in dem holden Knaben lebt ein Streben nach dem Unmöglichen. Er zeigt eine unbezwingliche Begierde, höher und immer höher zu steigen. Wie Ikarus glaubt er Flügel zu haben, wirft sich in die Lüfte und stürzt tot nieder. Mit ihm fällt auch die Traumwelt, in der Faust den schwindelnden Gipfel erotischen und geistigen Glücks erklimmen hatte, jäh in das Nichts zusammen. Und er erwacht ganz in der wirklichen Welt und Zeit.

Aber nicht wie nach Gretchens Verlust versinkt Faust jetzt in Verzweiflung. Er erkennt vielmehr in der Wirklichkeit sein eigentlichstes Feld mächtigster Betätigung. Nachdem er alle Tiefen und Höhen durchgemessen, die Entzückungen und Verzweiflungen des Denkens, die Seligkeit und den Jammer der Liebe, die edelste Kultur in der antiken Schönheit genossen hat, tritt Faust nun in die reifste, höchste und letzte Periode seines Lebens, in die Periode der schöpferischen Tat. Die Tat ist ihm alles, nichts der Ruhm. Dieser Faust ist vor Mephistos Lockungen für immer gesichert. Der Geist der Verneinung kann seine Pläne nicht mehr fassen und muß ihm wider Willen noch einmal zu deren Verwirklichung verhelfen.

Mit Mephistos Unterstützung gewinnt Faust dem Kaiser eine Schlacht und rettet ihm seine Krone. Zum Dank dafür befehlt ihn der Monarch mit dem Meeresstrande. Und hier beginnt nun Fausts gewaltige kolonialisatorische Tätigkeit. Er nimmt den Kampf mit den Elementen auf und trogt dem Meere fruchtbares Land ab. Zwar wird bei solcher kühnen Neuerung das Recht des einzelnen nicht geschont (siehe Philemon und Baucis), zugunsten eines höheren Plans vernichtet. Aber die gewaltige Kulturfaat, die Faust hier austreut, muß reiche Früchte tragen. Und so finden wir ihn am Ende seines Lebens als greisen Herrscher eines großen, dem Meere abgetrohten Gebietes. Da erkennt er, in der Stunde seines Todes, schon erblindet, wenigstens mit der Ahnung einer Befriedigung, den wahren Sinn des Lebens: Nicht das Wissen, nicht der Genuß, nicht der Besitz, nicht die Freiheit, sondern der Kampf um den Besitz dieser Güter, das Streben nach dem Glück, die innere Befriedigung, die die Arbeit selbst gewährt, das ist das Glück der Menschen. „Das ist der Weisheit letzter Schluß: nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß.“

Was Faust hier als das höchste Glück preist, das hat er allein, im Widerspruch mit dem Wirken Mephistos gewonnen. Nie hat er sich während seines Lebens dem flüchtigen Genuß der Stunde ruhig hingegeben. Immer ist er verschmachtend weitergetanmtelt von Begierde zu Genuß, bis er den wahren Sinn des Lebens erkannt hatte. Erst jetzt, am Ende, als er sein Werk, seine schöpferische Tat, überblickt, darf er „zum Augenblicke sagen: Verweile doch, du bist so schön...“ So hat Mephistopheles den Pakt verloren, den einst Faust mit seinem Blute unterzeichnet hatte. Er hat aber auch die Wette verloren, die er mit dem Herrn im „Prolog im Himmel“ eingegangen war. Er war für Faust nichts als der Geselle, der „reizt und wirkt“ und so Fausts Tätigkeit nie erschaffen ließ. Wir sehen am Schlusse: Mephisto hat sich böse verrechnet. Faust hat ihn nur gebraucht, wie der geniale Mensch alle Kräfte der Welt seinem großen Ziele dienstbar zu machen weiß. Wort für Wort hat sich erfüllt, was der Herr im „Prolog im Himmel“ gesprochen hat.

Die Seele eines solchen Menschen aber kann nicht dem Teufel verfallen sein. An den Thronstufen der Mater gloriosa findet er Margarete wieder, die in Seligkeit über den wiederkehrenden Geliebten vor den Stufen der Jungfrau niederfällt. Zum Teil erinnern noch einmal dieselben Worte und derselbe Rhythmus an Gretchens Erdenpein. Aber im Angesicht des Höchsten ist für beide alle Not entschwunden, und Margarete, das Ewig-Weibliche, zieht Faust zu höheren Daseinstufen hinan. So erscheint dieses ganze große und doch vergänglichste Faustische Leben am Ende dieser gewaltigen Dichtung nur als ein Gleichnis für die innere Kraft der Erlösung, die — trotz aller Irrungen und Abwege — dem Menschen beschieden ist, der „immer strebend sich bemüht“.

A. K.